

## Geschichte des Christentums von der Rückseite her

*Michel Clévenot, Geschichte des Christentums, 12 Bände, Fribourg/Luzern: Edition Exodus 1987-1999, bis 31.12.2000 DM 480,- bei Abnahme aller Bände, danach DM 540,-. Die Bände sind auch einzeln lieferbar.*

An Gesamtdarstellungen der Geschichte des Christentums mangelt es auf dem Büchermarkt wahrlich nicht. Allein die zwölf Bände von Michel Clévenot, die seit kurzem auch auf Deutsch vollständig vorliegen, heben sich davon in mancher Hinsicht ab. Clévenot wurde dem deutschsprachigen Lesepublikum erstmals Anfang der 80er Jahre bekannt, als seine Einführung in die materialistische Bibellektüre unter dem denkbar unglücklich gewählten Titel „So kennen wir die Bibel nicht“ in deutscher Übersetzung erschien. Dass die herrschende Ideologie immer die Ideologie der Herrschenden ist, diese von Karl Marx formulierte Grundeinsicht wendet Clévenot konsequent auf die Christentumsgeschichte an und bedient sich daher einer Hermeneutik des Verschollenen, Verdrängten, Vergessenen. Er schreibt die Geschichte aus der Sicht der kleinen Leute, der Verlierer, lenkt den Blick auf Quellen, die zwar durchaus zugänglich waren, aber von den Historikern nicht oder nicht angemessen gewürdigt wurden. Und so eröffnet Clévenot wirklich überraschende Perspektiven. Die zwölf Bände sind konsequent in je dreißig Kapitel gegliedert, die in der Regel exemplarisch eine Person herausgreifen, wobei Clévenot eine gute Balance zwischen bekannten Gestalten und völlig unbekanntem Personen und Episoden hält. Clévenot hat durchaus in beschränktem Maß auch Primärforschung betrieben, aber seine Originalität besteht im Heranziehen von kaum beachteten Quellen, z.B. von Tagebüchern, Grabesinschriften, Reiseberichten etc. Erstaunlich, wie Clévenot aus den spärlichsten Informationen die Sozialgeschichte einer Epoche zu zeichnen vermag. Ein Musterbeispiel: Das Mädchen Anne Julienne, eines der Todesopfer beim Massenaufmarsch anlässlich der Hochzeit Marie Antoinettes mit dem französischen Thronfolger. Penibel wurden im Leichenschauhaus ihre Habseligkeiten registriert, aus denen Clévenot auf die soziale Stellung, auf die Lebensverhältnisse der Unbekannten schließt und damit wesentlich mehr über den Zeitkontext vermittelt, als wenn er Marie Antoinette selbst portraitiert hätte. Die aufregenden geistigen Errungenschaften des „Grand Siècle“ (17. Jahrhundert) stellt Clévenot aus der Perspektive einer Klosterzelle dar: In einem Pariser Minoritenkonvent



lebte Pater Marin Mersenne, der zur Kontaktstelle und zum Korrespondenten der damaligen Geisteswelt wurde (Pascal, Descartes, Hobbes ...) und dessen Talent zur präzisen Formulierung von Fragen das Denken der Großen wohl entscheidend anregte.

Ein besonderes Augenmerk legt Clévenot auf die MystikerInnen. In den Bedenklichsten und Befremdendsten von ihnen entdeckt er die Verrücktheit des Evangeliums. Und wiederum stehen nicht die Großen im Vordergrund, sondern etwa die „Idiotin von Tabennes“, einem Kloster am Nil, Ende des 4. Jahrhunderts, oder Sœur Marthe, eine unscheinbare Ordensfrau aus dem 19. Jahrhundert aus bescheidenen Verhältnissen, deren Lebensinhalt so etwas Banales wie der Apfelwein war. Clévenot ist offensichtlich sehr bemüht, das Geheimnis dieser Menschen zu hüten, es nicht sozialkritisch oder psychologisch aufzulösen, sondern mit der Asche die möglicherweise darin verborgene Glut des Gottgeheimnisses zu bewahren.

Zur verdrängten und unterdrückten Seite der Christentumsgeschichte gehören natürlich die Frauen, die Clévenot in hervorragender Weise „rehabilitiert“. Besonders fällt dies im Zusammenhang der Reformationsgeschichte auf, in der Clévenots Darstellung der Rolle, die Frauen tatsächlich gespielt haben (so z.B. Catherine Schutz), gerecht wird. Und er versteht es, Frauen, die bisher eher als Fußnote in der Biographie bekannter Männer vorkamen, als eigenständige Persönlichkeiten in den Vordergrund zu rücken, und man staunt oftmals darüber, wie solche Frauen in den Schatten der beherrschenden Männer abgedrängt werden konnten. Für mich war etwa das Portrait von Milena Jesenská, der Geliebten Franz Kafkas, eine Offenbarung in diesem Sinn.

Der Perspektivwechsel bewährt sich durchgehend als erhellend für das Verständnis einer Epoche. Die Französische Revolution etwa wird u.a. aus der Sicht des niederen Klerus dargestellt, die *Conquista* konsequent aus der Sicht der Eroberten, die durchaus komplexe Geschichte der Kreuzzüge in dreifacher Blickrichtung: Je ein Kapitel widmet sich der Darstellung aus der Sicht des okzidentalen und des orientalischen Christentums, und eines der muslimischen Perspektive. Clévenot versteht es auch, eine Epoche durch die kontrastreiche Gegenüberstellung von Personen in ihrer Ambivalenz zu zeigen. So steht etwa dem kirchlichen Repräsentanten des französischen Absolutismus schlechthin, dem Kardinal Richelieu, auf der anderen Seite Vinzenz von Paul gegenüber, Machiavelli findet seinen Antipoden in Savonarola. Clévenot macht auf Zusammenhänge aufmerksam, die für gewöhnlich verdunkelt sind. In diesem Sinn beschreibt er etwa die „devotio moderna“ im Zusammenhang der sich durchsetzenden Geldwirtschaft.

Nicht immer sind die einzelnen Kapitel einer historischen Person gewidmet. Gegenstand der Darstellung sind etwa Studentenlieder aus dem Mittelalter, der berühmte Rosenroman, der wirkungsgeschichtlich nicht zu unterschätzende „Bestseller“ „Nachfolge Christi“, aber z.B. auch Hieronymus Boschs „Narrenschiff“, eine Schulfibel vom Ende des 19. Jahrhunderts, die die Mentalität von Generationen französischer SchülerInnen geprägt hat (mein 1927 geborener, aus Frankreich stammender Vater, dessen ich hier kurz gedenken darf, war der



lebendige Beweis für mich). Ein besonders sympathisches Kapitel aus dem 20. Jahrhundert ist das über Charly Chaplins fiktive Figur „Charlie“.

Es mag eine Schwäche sein, dass der Autor auffallend viele Beispiele aus dem frankophonen Bereich einbezieht. Was aber an sich ein Mangel ist, wandelt sich für deutschsprachige LeserInnen eher zum Vorteil. Dies gilt etwa für die Theologiegeschichte des 20. Jahrhunderts: Weder Karl Rahner noch Karl Barth ist ein Kapitel gewidmet, wohl aber dem eleganten Denkstil Michel de Certeaus, der hier zu Lande kaum zur Kenntnis genommen wird. Und gerade den Deutschen begegnet der Franzose Clévenot mit einer besonders noblen Geste: Er wählt Sophie Scholl als deutsches Beispiel für das 20. Jahrhundert, und auf seinen ausdrücklichen Wunsch hin wurde das berühmte, kurz vor der Hinrichtung gemachte Photo von Sophie Scholl als Umschlagmotiv für die französische Ausgabe gewählt.

Clévenot ist dabei ein großartiger Erzähler! Kaum einer hat das Postulat einer „narrativen Theologie“ so eingelöst wie er. Und er tritt den Beweis dafür an, dass sorgfältige historische Arbeit auf die produktive Phantasie gar nicht verzichten kann. Ein Musterbeispiel ist etwa ein Kapitel, in dem Clévenot suggeriert, dass die Passionserzählung des Markus wesentlich von den römischen Triumphzügen inspiriert sein mag. So versetzt uns Clévenot auch unter die wohlhabende Zuhörerschaft des eloquenten Predigers Clemens von Alexandrien, der es geschickt versteht, die Armutsforderung des Evangeliums für sein Publikum akzeptabel zu machen ...

„Les hommes de la fraternité“ lautet der französische Titel des Gesamtwerkes. „Die Leute der Geschwisterlichkeit“ könnte man übersetzen. Das letzte Kapitel des letzten Bandes führt uns folgerichtig in ein kleines Dorf in Burkina Faso, und der Band über das so dunkle 20. Jahrhundert endet mit einem Kapitel, dessen zurückhaltend optimistischer Titel eine afrikanische Redensart ist: Das Heilmittel für den Menschen ist der Mensch. In diesem Sinne ist Clévenots Geschichte des Christentums eine im besten Sinne spirituelle Lektüre. Bei allen Ambivalenzen dieser Geschichte spricht der Autor die große Einladung aus, sich in diese Tradition zu stellen und sich den Leuten der Geschwisterlichkeit anzuschließen. Die Historikerzunft mag ruhig die Nase über diesen Eindringling in ihr Revier rümpfen. Clévenot hat sie doch in mancher Hinsicht beschämt und der hermeneutischen Naivität überführt. Auf jeden Fall gehören die zwölf Bände in die Bibliothek der PredigerInnen, KatechetInnen und SeelsorgerInnen. Und aller, die ihr Christentum nicht traditions- und geschichtslos leben wollen. Kaum jemals ist für mich der Satz Walter Benjamins so lebendig geworden wie bei der Lektüre Clévenots: „Nur um der Hoffnungslosen willen ist uns die Hoffnung gegeben.“

Eine Nachbemerkung: Ich habe die zwölf Bände im französischen Original gelesen, doch immerhin genügend Kostproben der deutschen Übersetzung von Kuno Füssel genommen, um sagen zu können, dass diese gar nicht genug zu loben ist.

*Bruno Kern*

Die Verantwortung für den Rezensionsteil liegt ausschließlich beim Verlag.